



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was unsere Schwestern aus holländ. Jndien erzählen

Was unsere Schwestern aus holländ. Indien erzählen

Sumenep

S war die erste Abreise nach dem Osten. Wir gingen einer uns ganz unbekanntem Welt entgegen. Wir wären voller Spannung, wo wir wohl „unsere Hütten“ aufschlagen würden. Einen vollen Monat hatten wir Gelegenheit gehabt, auf der langen Seereise Gottes Allmacht zu preisen, zu bewundern und anzubeten, die den Wassern ihre Tiefen und den Sternen ihre Bahnen anweist. Die schäumenden Meereswogen, die unser Schiff trugen, die strahlende Tropensonne am blauen Firmament, die großen und kleinen Fische, die das Wasser erfüllten, alles redete zu uns von göttlicher Weisheit, die auch jedem Menschen seinen Platz zeigt, wo er ihm dienen soll.

Die letzte Reisewoche hatte uns viel Abwechslung gebracht, denn wir landeten fast jeden Tag in einem anderen Hafen. Wer je eine Seereise gemacht hat, weiß, was es heißt „landen“! Es kommt wieder eine freudige Bewegung unter die Passagiere, die tagelang unter dem Druck voller Langweile, die man den Gesichtern ablesen konnte, in ihren Stühlen liegen. Nun ging es der Hauptstadt Batavia entgegen. Etwas nach vier Uhr hatten wir schon die erste heilige Messe. Zum letzten Male vereinigten wir Missionare und Schwestern uns auf dem Schiff in der heiligen Kommunion mit dem lieben Heilande, dessen Ruf wir gehört und dem wir Folge geleistet hatten. Der Frühstückstisch war dieses Mal trotz der frühen Morgenstunde gut besetzt, denn der Hafen war schon in Sicht. Alle Passagiere mußten hier das Schiff verlassen. „Gott sei Dank“, sagten wir aus Herzensgrund; und wir hatten alle Ursache dazu; der gute Himmelsvater hatte uns eine glückliche Überfahrt geschenkt, wir verlangten wieder nach Tätigkeit und unserm einfachen, regelmäßigen Klosterleben.

Ein paar Tage recht herzlicher Gastfreundschaft im schönen Ursulinenkloster waren schnell vorbei. Wir hatten wieder gelernt, unsere Füße auf festem Boden zu bewegen. Da brachte uns der Eintags-Expreß von Batavia mitten durch Java nach der größten Handelsstadt Indiens, nach Surabaya. Es war ein „Ritt“ von 12 Stunden! Nur die größten Städte waren Haltestellen. Eine herrliche Fahrt! So überreich an wechselnden Landschaften. Richtig orientalisches; alles kunterbunt durcheinander, wie auch die Mitreisenden in unserm Zug. — Gewaltige Berggrücken mit Kaffee- und Teeplantagen am Abhang, tiefe Schluchten und Täler, reißende Ströme und ruhig dahinfließende Bächlein, uralte Riesenbäume und dünnes, bewegliches Zuckerrohr! Die heiße Tropensonne setzte alles in schimmerndes,

grelles Licht, daß unsere Augen sich zuweilen schließen mußten. In Surabaya wurden wir herzlich willkommen geheißen durch zwei abgesandte Patres Karmeliter, und nun hatten wir noch eine abendliche Fahrt von gut zwei Stunden zurückzulegen, bis unser Auto uns nach Malang brachte. Dort hatte der Apost. Präfekt uns unter die Obhut der dortigen Ursulinen gestellt, wo wir volle acht Tage liebevolle, ja ich möchte sagen, mütterliche Aufnahme fanden.

Von da aus besuchten wir verschiedene holl.-chinesische Schulen, wodurch wir einen Einblick erhielten in die Art und Weise, wie wir in unserm neuen Wirkungskreise zu Werke gehen müßten. Unter dem Segen der Mutterschaft Mariä sollten wir unsere Missionsarbeit an Ort und Stelle beginnen. Mit dem Segen unseres Apostol. Präfekten gestärkt, von den guten Schwestern allen bis ans Auto geleitet, mit ihren Gebeten und Segenswünschen begleitet, treten wir die Reise nach der Insel Madura an mit dem eigentümlichen Gefühl, das man hat, wenn man von lieben Menschen Abschied nimmt und einer verantwortungsvollen Zukunft entgegengeht. So ging denn der neu ernannte Pater Missionar mit seinen fünf Gehilfinnen seinem vielversprechenden Bestimmungsorte entgegen.

Im Hafen von Surabaya sehen wir die Insel Madura vor uns liegen, badend im Sonnenlicht. Auch wir wollen Licht bringen in die Herzen der Millionen, die da im Todesschatten der Nacht des Islams umhertasten. Wieder fühlten wir eine halbe Stunde lang das Wiegen des Wassers unter uns, — ein paar Schritte — und wir hatten die Insel erreicht. Ein herzliches „Willkommen auf Madura“ vom alten Missionar, der bis jetzt Madura betreut hatte, klang uns so wohlthuend in die Ohren. Mit bewegtem Herzen dachten wir, daß hier noch nie der Fuß einer Schwester dieses Land betreten hatte. Ein kurzer Aufenthalt bei einer gut katholischen, holländischen Familie, wo wir unsern durstigen Kehlen etwas Kühles gönnten, und weiter ging es. Wir mußten noch 160 Kilometer zurücklegen. Die Reise war, dank der Sorge der hochwürdigen Herren Patres, recht angenehm. — Ein paarmal machten wir halt, eben eine kurze Pause. Raun standen die Autos still, da kamen auch schon die Eingeborenen angelaufen. Die Gesichtsausdrücke waren wirklich wert, in einem Film verewigt zu werden. Was mochten sie wohl von uns denken? Noch nie hatten sie solche Wesen gesehen! Halbnackt, schmutzig und schreiend umringten sie uns. Sie waren doch nicht bei ihresgleichen, das fühlten sie, und ein Madurese zog schnell, ganz ungeniert ein Hemd über sein Adamskostüm! Die Patres sprachen einige Worte mit ihnen, das schien ihnen zu gefallen. Nun hatten sie auch den Mut, zu sprechen. Du lieber Himmel, was für eine Sprache? Der Schrecken lief uns eiskalt über den

Rücken! Wann würden wir etwas davon verstehen?!

Weiter ging es mit großer Geschwindigkeit. Wir mußten die ganze Insel passieren, denn Sumenep liegt am äußersten Ende. Gegen 6 Uhr hielten die Autos; die Patres stiegen aus, wir folgten und sahen mit einem Blick eine Reihe nettgekleideter Schulkinder stehen, die mit fragenden Kinderaugen ausschauten nach den Dingen, die da kommen sollten. Es waren unsere Schüler und Schülerinnen. — Nun traten sie auf uns zu, und in gutem Holländisch klang es aus jedem Kindermund: „Willkommen in Sumenep“, und in richtig europäischer Weise legten sie ihre Hand in die ihrer neuen Lehrerinnen. Die jungen holländischen Chinesen hatten sofort unser Herz gewonnen. Von jetzt an waren sie unserer Leitung anvertraut. Wir haben hier Pionierarbeit zu leisten, diese jungen Seelen müssen empfänglich gemacht werden für das Licht des wahren Glaubens.

Nach der Begrüßung war es auch schon dunkel, denn die Sonne verschwindet schon um 6 Uhr am Horizont. Die Petroleumlampen wurden angezündet, und beim schwachen Schein ihres Lichtes besuchten wir alle Räume „unseres Hauses“ bei der Einsegnung. Viel konnten wir nicht unterscheiden, aber genug, um zu sehen, daß unser Heim ein richtiges Missionskloster sei. Gute Leute, hier wohnen nämlich auch Holländer, hatten für Abendessen gesorgt, der Tisch war gedeckt, und wir konnten unsern Hunger und Durst stillen. Die Leute verließen uns und wir waren allein mit unserer „Kokkin“. Sie hatte Angst vor den weißen Schwestern. Wir konnten sie nicht beruhigen, da sie uns nicht verstand. So fühlten wir uns als Hotelgäste im eigenen Haus. Bald kamen auch unsere Koffer und Kisten. Wir mußten auspacken, um wenigstens das Notwendigste zu haben. Wir hatten einen Tisch und sechs Stühle. Im Kapellchen war wirklich heilige Armut! Vorläufig mußten wir uns einschränken. Unsere Stühle schleppten wir vom Refektorium in die Kapelle, ins Schlafzimmer und umgekehrt. Die Gänge und fast alle Räume dienten als Schulräume, so daß uns gerade drei Zimmer übrigblieben.

Am nächsten Morgen begannen wir voll Mut Ordnung zu schaffen, soweit es möglich war. Die Schulkinder liefen überall umher, spielend und lachend; aber immer wieder uns neugierig betrachtend. Zunächst mußte das Notwendigste eingekauft werden. Am Morgen tranken wir Tee aus geliehenen Gläsern und hielten unser Butterbrot wie Schulkinder in den Händen. Es wirkte tatsächlich auf die Lachmuskeln! Die sogenannte Küche ist hinter dem Hause in einem Nebenbau. Jedesmal mußte man durch die Schulklasse. Da wir unsere „Kokkin“ nicht verstanden, mußte Schwester Gunthildis immer selbst dabei sein, um mit Zeichen und Gebärden zu erklären. Trotzdem gab es noch viele Mißverständnisse. —

Beim ersten Ausgang, als die Schwestern das Notwendigste einkaufen wollten, gab es einen richtigen Straßenaufruhr! Alles lief hinter den Schwestern her, so daß sich die Polizei verpflichtet fühlte, einzugreifen. Man wußte nicht, wo die Leute auf einmal alle herkamen, sie waren wie aus dem Boden gewachsen. Die Kinder, und selbst Erwachsene flüchteten, wenn sie eine Schwester sahen.

Allmählich kamen auch Möbel ins Haus! Man mußte nur viel Geduld haben, denn die Handwerker haben keine Maschinen, auch ist das Holz sehr hart. Man mußte wegen der schlimmen Ameisen Dyatiholz-Möbel nehmen, sie sind wohl schwer, aber haltbar.

Inzwischen sorgten wir, daß unser Kapellchen soweit hergerichtet wurde, daß unser lieber himmlischer Hausherr darin wohnen konnte. Eine Nähmaschine hatten wir nicht, so mußten sich die Finger fleißig rühren. Schon am nächsten Sonntag nahm dann der liebe Heiland seinen Sitz unter uns. Wie glücklich waren wir! Über sechs Wochen hatten wir seine sakramentale Gegenwart entbehren müssen. Nun wohnte er zum erstenmal auf dieser islamitischen Insel, und von dieser heiligen Stätte muß eine Segensflut ausgehen. Die Pfarrkirche, drei Viertel Stunden von uns entfernt, wollte auch den Himmelsgeist beherbergen können, und so schafften die Hände der Schwestern unermüdlich, bis auch da alles hergerichtet war. Sonntags fahren wir im zierlich kleinen Wagen, den ein niedliches Pferdchen zieht, in die Kirche zum Hochamt. In der Woche haben wir bei uns die heilige Messe. Im Anfang lief alles auf die Straße, um uns zu sehen; jetzt grüßt man uns schon recht höflich, und manche Mütter laufen schnell in die Hütte, um die Kinder zu rufen.

Am Weg zur Kirche ist ein Graben, der jetzt in der Regenzeit voll Wasser ist. Da herrscht reges Leben am Morgen! Ganze Familien stehen bis zur Mitte im nassen Element und waschen und reinigen sich im trüben Wasser. Direkt daneben spült eine Frau ihr Geschirr und nimmt sich von dem Wasser in die Hütte mit. Daß viele im selben schmutzigen Wasser ihre Zähne blankreiben, ist an der Tagesordnung. Bei der Wäsche ist keine Seife zu sehen. Sie wird einfach durch Schlagen gereinigt. Eine Strecke weiter steht ein Bauer mit seinen Kühen im Wasser, die ein Morgenbad nehmen müssen. Die Kuh heißt Seppi und ist der Stolz und der Reichtum der Eingeborenen. Sie trägt eine Art Fußbekleidung, während der Eigentümer barfuß geht. Das Zugtier, der Wagen und das Geschirr sind meistens recht nett und blank gehalten, während der Besitzer selbst die Reinlichkeit für sich noch lernen muß.

Anfangs waren die Leute sehr bange vor uns! In unsern Altar mußte der Altarstein eingelegt werden. Der Chinese,

welcher das besorgen sollte, kam schon gegen 7 Uhr morgens und grüßte ganz höflich den Herrn Pastor, der ihn bestellt hatte. Als er aber die Schwestern sah, nahm er Reißaus und floh davon. Wir schickten ihm Kinder nach und ließen ihm sagen, er brauche keine Angst zu haben; aber es half nichts, er kam nicht wieder, und wir mußten einen andern nehmen, der mehr Mut hatte als er.

Wir sitzen auf einem warmen Fleckchen Erde. Das Thermometer zeigt morgens im schattigen Eckchen schon 92 Grad Fahrenheit. Die Hitze ist nicht so drückend wie in unserm Vaterland.

Um noch einmal zum Haushalt zurückzukommen, muß ich sagen, daß noch alles sehr primitiv ist. In Ermangelung des Küchenherdes müssen wir uns noch mit einem Kochtopf begnügen, der auf ein paar Steinen steht, zwischen denen ein lustiges Feuerchen brennt. — Mit der tropischen Insektenwelt haben wir auch schon Bekanntschaft gemacht. Die Fliegenwelt drängt uns, zur Vorsicht alles unter Deckel zu halten, während die Moskitos uns jeden Abend ein Schlummerliedchen singen. Wir schlafen jeden Abend mit einem Bambusbesen neben dem Bett, unliebsamer Besucher halber. — Abends nach fünf Uhr müssen die Fenster geschlossen werden. Außer all dem Ungeziefer besuchen uns vielerlei Sorten Ameisen. Alle Schränke und Tische, wo Eßwaren sind, müssen in Schüsseln mit Wasser oder Petroleum stehen, zum Schutze gegen die Ameisen. Das Brot wird auf einem kleinen Dreifuß gebacken. Roggenbrot kennt der Eingeborene nicht. Er genießt am liebsten Reis mit Fisch. Die Leute essen im Verhältnis zu den Europäern sehr wenig; sind aber auch nicht stark gebaut und haben sehr wenig Widerstandskraft. Der Chineser dagegen braucht mehr Nahrungsmittel und hält sich auch gern an die europäischen Sitten. Die Kinder der Chinesen sind sehr begabt und fleißig, sind Meister im Rechnen, haben am Zeichnen große Freude und nehmen die Höflichkeitsformen sofort an. — Die Eingeborenen dagegen haben eine sehr reiche Phantasie. Wir überzeugten uns davon bei dem Nationalfest, das zu Ehren der Prinzessin Beatrice gehalten wurde. Die Fackeln der Kinder zeigten eine staunenswerte Variation. Das Farbenbild, das der abendliche Fackelzug bot, war einfach großartig und echt orientalisches.

Möchte bald das Licht des wahren Glaubens in Sumenep die Nacht des Irrtums beleuchten.

Schw. M. Louise.

z

Was uns am meisten nutzlos macht im Leben
Ist ungetane Arbeit, tote Kraft;
Wir möchten eine Welt aus Angeln heben,
Und vor der kleinsten Pflicht stehn wir erschlafft.